



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 26.

Samstag, den 1. Juli 1917.

Erscheint wöchentlich.

Cinthios Heirat.

Von Paul Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Man kennt doch in ganz Rom den Marsche, man weiß auch, daß er die Kunst liebt und mit allen Schauspielern befreundet ist. Besondere Menschen gibt es überall, man braucht ja nicht zu glauben, was sie von den Leuten erzählen, welche sie beneiden; und natürlich beneiden sie den Marsche, weil er reich ist, nach seinem Begehren lebt, eine gute Frau und eine schöne Tochter hat.

Vom dem Marsche erzählen sie, er sei eigentlich ein Schneidermeister und habe sein Vermögen entweder durch Gelegenheitsgeschäfte zu den Hochzeiten vornehmer Leute erworben (was natürlich ganz ungläublich ist) oder durch eine listige Spekulation in Anspielungen.

Der Marsche ist also reich, wenigstens vermögend, und möchte natürlich gern einen Orden haben. Nun begehrt er die Lorbeer, sich nicht an den Staatssekretär seiner Heiligkeit zu wenden, sondern an den Kommandanten der Garde.

Er geht zu ihm und spricht: „Herr Kommandant, ich gebe Ihnen eine schöne Gelegenheit, Ihren Einfluß zu zeigen. Wenn Sie mir den Orden des Goldenen Vlieses verschaffen, so wird jeder sagen: Was ist der Kommandant für ein Mann!“

Der Kommandant dreht seinen Schnurrbart, nennt ihn einen verdammten Schneider und sagt, er wolle ihn so verhaften, daß er keine Knochen im Schnurrbart noch Haare tragen könne. Der Marsche zittert bei dieser milden Drohung, der diensttuende Leutnant lacht, aber er sagt ihm ernst: „Herr Kommandant, mein Stierpferd zittert, weil er die Befehle nicht will, welche mein Mut ihm bereiten wird.“

Natürlich kommt es zum Duell. Der Kommandant ist ein breiter, dicker Herr, er behauptet: „Die Partei ist ungleich; wenn ich siege, dann sage ich an dem Rücken Schneider immer vorbei.“

„Herr Kommandant“, sagt der Marsche, „ich bin es, der im Duell kämpft; wenn ich auch verumdet werde, ich werde tödlich verwundet; denn ich bin ganz Herz.“ Mit diesen Worten geht er seinen Feind an.

Der Kommandant blüht ihn lange an, schüttelt dann den Kopf und sagt zu seinem Sekundanten: „Bedeute dem Schneider, er soll mich um Verzeihung bitten, dann will ich sein Leben schonen.“

Der Marsche weiß selbstverständlich diesen beschimpfenden Vorfall ab und verlangt, daß der Kommandant blanziglei.

„Der Mann ist tapfer, es tut mir leid um ihn; wenn ich den Degen erl. gezogen habe, dann hätte mich nicht mehr zurück; ich lasse mich“, erwidert nachdenklich der Kommandant. Endlich entschließt er sich und sagt:

„Nun, so bitte ich dem um Verzeihung, ein so tapferer Mann muß erlitten werden.“

Dem Marsche bleibt nichts übrig, als seinen Degen in die Scheide zu stecken; er verneigt sich vor dem Kommandanten, dieser erwidert die Verzeihung, dann trennt man sich.

Auf der Straße trifft der Marsche auf Cinthio; Cinthio, den eben Violette verlassen hat.

Der Marsche ist der Besitzer des Hauses, in dem Cinthio wohnte, er ist also mit Cinthio besonders nahe befreundet. Die beiden sind in einer Gemütsverfassung, die sie geneigt macht, in die Scheide zu gehen, denn Cinthio ist traurig über den Wankelmut des weiblichen und der Marsche über die Feigheit des männlichen Geschlechtes.

Sie sitzen sich unter, der Marsche erzählt, daß er bezahnen wird, denn es ist am Jubel des Monats, und die Priester, soweit sie zahlungsfähig sind, haben geschickt. Er ist kein Bourgeois, der Marsche, das hat man wohl schon gemerkt, er ist auch eine Künstlernatur, und so glaubt er denn an Zweiten immer Reichtümer in der Tasche zu haben, die nie zu Ende gehen.

Cinthio versteht nicht den Kummer des Marsche, aber der Marsche versteht den Kummer des Cinthio. Er gießt ihn ein und sagt:

„Teinte, es ist Cacciadiavolo, der heilige Vater trinkt ihn auch, wenn er auf die Kette schimpfen will. Das ist ein guter Wein, er erleichtert das Gemüt. Siehst du, wenn der Kommandant Mat gehabt hätte, dann hätte ich ja die Angst gehabt, aber so war es umgekehrt. Das ist meistens der reine Zufall, aber den Mut hat. Ich will dir sagen, das ganze Leben ist überhaupt ein Zufall. Wie du mich hier siehst, bin ich doch ein gewöhnlicher Mann, nicht wahr? Jeden Abend gehe ich ins Theater, ich trinke nur Wein aus der Flasche, nie offenen Wein, ich schlafe, so lange ich will. Na, was soll ich dir sagen? Alles Zufall. Ebenjotig könnte ich noch auf dem Schneiderische liegen!“

Und nun trinkt er weiter und erzählt, wie er als junger Mann sich in die Meisterstochter verliebt hatte; der Meister hatte Geld und wollte seine Tochter natürlich nicht einem Gesellen geben.

Was geschieht? Das Mädchen sagt: „Wenn es jowelt ist, dann gehe ich ins Wasser.“ Na, das wollte der Marsche doch nicht, er geht mit ihr heimlich zu einem Priester und sagt: „Trauen.“

Sie stehen beide vor dem Altar, der Priester verliest die Formeln, plötzlich kommen dem Marsche Bedenken, nämlich, da war noch so ein Schneidergarbist, dem er nicht traute.

Also, wie er „ja“ sagen soll, sagt er „nein“.

Der Priester ist wütend, flappt das Buch zu; das Mädchen heult, macht ihm Bormüde, sagt, daß er sie blamiert hat; schließlich einigen sie sich, der Priester soll noch einmal lesen, und der Marsche soll diesmal „ja“ sagen, dann will sie „nein“ sagen, damit es aussieht, als ob sie es ist, die nicht will.

Also gut, es wird alles gemacht; aber was tut sie? Sie sagt auch „ja“, und wie der Marsche wild wird und sagt, so hat er es nicht gemeint, da schimpft der Priester, verflucht seinen Vater und erklärt, daß sie nie richtig verheiratet sind.

„Und es ist kein Glück gewesen“, schließt der Marsche; „ein habes Jahr darauf stirbt der Schneidermeister, wir haben nach unserer Pepina keine weiteren Kinder gefriert, und ich bin doch jetzt ein Herr!“

Der Leser stellt sich vielleicht schon vor, daß mehr als eine falsche Cacciadiavolo getrunken war, als der Marsche diese Erklärung beendet hat. Nun warnen sich die beiden, weinen, trösten sich, machen Briderchaft, der Marsche beapakt; es ist unklar geworden, und sie wachen noch heute.

Interwegs kommt dem Marsche die Idee, daß sie beide durch Briderchaft sich verachtet haben, daß er Cinthio und der Cinthio Marsche geworden ist. Cinthio protestiert vergeblich, schließlich leuchtet auch ihm die Veranlassung ein. So ist es denn ganz natürlich, wie sie zu Hause angekommen sind, daß Cinthio in die Wohnung des Marsche geht, die nur eine Treppe hoch liegt, und der Marsche in die Wohnung Cinthios, unten Da.

Die Wohnung des Cinthio ist leer und öde; der Marsche sintt auf das Lager und kann nicht mehr erleben; wir können ihn also verlassen.

Cinthio aber, von irgendeinem dunklen Instinkt geleitet, findet ein wunderbares Bett und beginnt einen tiefen Schlaf.

Wir wissen nicht, wie lange er schlief. Zu irgendeiner Nachtstunde machte er auf, ist verwundert über das schöne Bett, in dem er mit schmutzigen Stiefeln liegt, noch mehr verwundert über zwei Frauenstimmen nebenan.

Der Cacciadiavolo ist ein ordentlicher Wein. Man betriffst sich, gut; aber wenn man ausgeschlafen hat, dann ist auch alles vorbei. Man hat keine Kopfschmerzen, man hat keinen klaren Verstand; vielleicht veripirt man eine leichte Magenverunstümung, aber das ist alles.

Altmäßig wird ihm klar, daß die Marsche zu ihrer Tochter spricht. Sie trötet: „Es gibt ja noch andere Männer, er ist doch nur ein Komediant.“ — „Aber er hat so viel Gemüt“, erwidert Pepina.

Jetzt merkt Cinthio, daß von ihm die Rede ist.

Die Marsche seufzt und sagt: „Ja, das hat der Schwelger auch, und nachher hat er doch gesagt, wenn er eine Frau nach Hause bringt, die noch nicht einmal den Stall ausmisten kann, dann lachen ihn die Hunde aus.“

Pepina heult, die Marsche fährt fort: „Ich habe ja auch geheult, nachher habe ich mich getrübt und habe mich gesagt: Die Männer wollen's mir einmal nicht anders haben, und dann habe ich meinen Vater genommen, und jetzt du wohl, das ist doch eine ganz glückliche Ehe geworden. Seine erste Liebe kriegt man nie.“

Hier stampfte Pepina mit den Füßchen auf und sagte: „Ich will aber Cinthio heiraten.“

Cinthio entkam unmerklich aus dem fremden Bett, der Marsche verriet natürlich nichts von dem Tausch. Wir wissen nicht, wie es mit Cinthios Initiative geht; das ist aber auch nicht nötig, daß wir das wissen; manche Männer heiraten und manche werden geheiratet.

Sehrnachts schlief er später aus dem Verband der Truppe und war ein gewöhnlicher Mann. Er ging jeden Abend ins Theater, als Zuschauer natürlich; und da er doch nicht viel von der Kunst verstand, so gab er bald beim Publikum den Ton an; er trank nur Wein aus Flaschen und schlief jeden Morgen, so lange er wollte.

Steine zurück und legt sie wieder an dieselben Stellen, von wo ihr sie geholt hat, und dann kehrt zu mir zurück.“

Und die Frauen lachen, wie ihnen geheißen wurde. Die eine fand sehr leicht den Platz, wo sie den mächtigen Stein gefunden hatte, und legte ihn dort wieder hin. Die andere konnte sich unmöglich entsinnen, auf welchen einzelnen Stellen sie die winzigen Steine aufgelassen hatte. Es war ihr nicht möglich, der Weisung des würdigen Greises zu folgen, und sie kam zu ihm mit dem gefüllten Saß zurück.

„Gerade so“, sagte er zu den beiden Frauen, „geht es mit dem Sünden! Du hast ohne Schmerzleit den großen und schweren Stein an seinen früheren Ort legen können, weil du genau wußtest, von wo er genommen war. Und du warst nicht imstande, es zu tun, weil es dir einfallen war, wo du all die kleinen Steine aufgehoben hast. Wer sich Gerechtigkeits wegen seiner Sünde macht, hat sich mit den Menschen und mit sich selbst zu verjähren geübt und darum von den Folgen der Sünde befreit.“

Wer sich aber nur kleiner Vergehen schuldig machte, entlastet sich über oft kaum, bereut sie gar nicht mehr, gönnt sich da gegen ein sinnloses Leben und verurteilt nur um so strenger die Sünden der anderen.

Wir sind alle Sünder — und wir müssen zugrunde gehen, wenn wir dessen nicht eingedenk sind und Reue empfinden . . .

Der „Aleber“.

Stizze aus dem Osten von Hans Norden.

(Nachdruck verboten.)

„Haber Josef Priebatsch!“ Des allgemeinen Wachtmeisters Organ drang bis in den fernsten Winkel der Balkenbaraden. Der Geruchene ruckte und streckte sich. Stroh gemüht aus dem Stroch, entfernte sein fäulderlich die Strohhalm von Kopf und Hufe, aus Haar und Bart, prüfte, ob die Nase auch richtig unter der Kotarde sah, und antwortete mit gleichem Augenaufwand:

„Herr Wachtmeister!“

„Troll! dich ein wenig, mein Jungelein! Hast du etwa wieder mal geschlafen.“ Der Sohn der tschechischen Wäldersah mit seinen Blauaugen treubersig den Vorgesetzten an.

„Nal sich Priebatsch nicht geschlafen, Herr Wachtmeister! War ich bei neues Pferd und hab' es gebunden länger.“

„Nun! meiniges länger, weil frucht neues Pferd der Mann, alles vor Mann weg!“ Gelassen hob er nach dieser lang Rede in deutscher Sprache das Briendgen von rechts nach links. Er wußte, daß dem alten Wachtmeister die Pferde der Trainkolonne ebenso am Herzen lagen wie die Fahrer und Weiler, und ihm war es ferner nicht unbekannt, daß der Raabbar seiner „Anna“, der neue Ersatzgaul, dem Allen ein Dorn im Auge war.

Durchbringen sah der Wachtmeister den Soldaten an: „Sag mal, Priebatsch, was ist das?“ und bald zog er aus der Tasche ein Paar Hufeisenhaken.

„Nia frei!“ fluchte der Kassube bei sich, antwortete aber mit größter Seelenruhe:

„Weiß ich nicht, Pan Wachtmeister! Wird sich sein Windfaden dünnes!“

„Windfaden dünnes ist gut“, echote der Gestrange, „und wer braucht den Windfaden dünnes?“

Josef Priebatsch wurde diese Verhör nun allmählich doch ungemächlich.

„Wird sich brauchen Herr Wachtmeister zu schicken Bafeten an Frau Wachtmeister gütliches in Königsberg!“ Log er munter darauf los.

Priebatsch, du bist ein alter Soldat. Du warst und bleibst aber ein erklaffiger Wildbibbel. Aber das sag' ich dir — erlange ich dich beim Schlingengelenken, dann regnet es dir in die Hufe. Verstanden?“

Unserem Freunde blieb das pflichtschuldig „Nawohl!“ auf der Zunge stehen, er riß sich zusammen, daß die Sporen klirren und gedachte des feisten Hafes, dessen Dalg er nach der sicherheitsvoller sofort vergabten wollte.

Ja, der Priebatsch und der neue Gaul, das waren des alten Wachtmeisters Sorgenkinder!

Priebatsch als Sohn der tschechischen Wälder konnte das verbotene Wildbienen und Schlingengelenk nicht lassen, und der vierbeinige Junack der Kolonne war noch unergreiflicher in der Tiefe seines Gemüts als der Fahrer vom Bad Josef Priebatsch.

Des Verbotens bejaß alle Unkudigen, die ihm in Friedenszeit zum mindesten das Prädikat d. u. für den Herredienst eingehachtet hätten!

Es ist — davor konnte man sich allenfalls schämen. Es sching — das war unangenehm, sobald Gile beim Anspannen gewoten war. Aber nicht genug, es war ein „Aleber!“ Ging unter dem Reiter nicht vorwärts, nicht rückwärts. Nur als Stangenverfuchte es sich in das Unvermeidliche und trottete laut neben dem Wäpfer her.

Diese wenig genutzten Ringe seines Pferdecharakters hatten ihm denn auch den Namen „Satan“ eingehachtet.

„Satan“ war wenig beliebt. Nur der Rittmeister gab sich immer noch der guten Hoffnung hin, Priebatsch konnte als auch den „Satan“ mit Milde und Güte zu erziehen. Lieber die Ruffen noch einmal in die maritischen Seen jagen als sich mit dem beiden abärgern. So unglücklich dachte der Wachtmeister, als er seiner Verurteilung zustrebte.

Derweilen hing sein Sorgenkind Priebatsch ganz anderen Gedanken nach. Morgens gab's wieder mal Gefallen, dazu Gefallen, das heißt im Grunde genommen

Grabennacht.

Es klingen dunkle Stimmen
um unler in dem Haus,
und Gottes Sterne schwimmen
in Gottes Nacht hinaus.

So schlafen wir Soldaten
im Mutterarm die Nacht.
Die braven Kameraden
die halten für uns Wacht.

Wie eng sind ihre Runden:
Zehn Schritte aus, zehn ein!
Wie eng sind ihre Stunden!
Wird nie ein Morgen sein?

Kanonier Oskar W d R f e.
(Aus der Zeitung der 10. Armee.)

Steine.

Eine Parabel von Lew Tolstoj.
Deutsch von Marie Behmerman.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Frauen kamen zu einem Greise, um sich von ihm befehlen zu lassen. Die eine ferngehende sich selbst als eine große Sünderin. In der Jugend hatte sie ihren Gatten betrogen, und die Erinnerung daran quälte sie das ganze Leben lang.

Die andere Frau hatte sich niemals gegen die Gesetze vergangen, sie fühlte sich vollkommen schuldlos und war mit sich stets zufrieden.

Der Greis fragte beide nach ihrem Leben aus. Die eine beichtete unter heißen Tränen, was sie einst verbrochen hatte. Sie war von der Wucht ihres Frevels so erschüttert, daß sie gar keine Vergebung erwarren konnte.

Hingegen sagte die andere, daß sie sich durchaus keiner Schuld bewußt sei. Der Alte wandte sich zuerst an die Sünderin und sprach:

„Du, Magd Gottes, zieh hinaus vors Tor der Stadt und lüde den größten Stein, den du aufheben kannst und bringe ihn her! . . . Und du“, sagte er zur anderen Frau, „schleife auch Steine her, so viele du aufheben kannst, aber lauter kleine.“

Die beiden Frauen zogen aus, um dem Befehl des Greises zu mißfahnen. Die eine brachte einen großen, schweren Stein, die andere einen Saß voll kleiner Steine. Der Alte betrachtete die Steine und sprach:

„Jetzt will ich auch noch einen Auftrag geben. Tragt die

Steine zurück und legt sie wieder an dieselben Stellen, von wo ihr sie geholt hat, und dann kehrt zu mir zurück.“

Und die Frauen lachen, wie ihnen geheißen wurde. Die eine fand sehr leicht den Platz, wo sie den mächtigen Stein gefunden hatte, und legte ihn dort wieder hin. Die andere konnte sich unmöglich entsinnen, auf welchen einzelnen Stellen sie die winzigen Steine aufgelassen hatte. Es war ihr nicht möglich, der Weisung des würdigen Greises zu folgen, und sie kam zu ihm mit dem gefüllten Saß zurück.

„Gerade so“, sagte er zu den beiden Frauen, „geht es mit dem Sünden! Du hast ohne Schmerzleit den großen und schweren Stein an seinen früheren Ort legen können, weil du genau wußtest, von wo er genommen war. Und du warst nicht imstande, es zu tun, weil es dir einfallen war, wo du all die kleinen Steine aufgehoben hast. Wer sich Gerechtigkeits wegen seiner Sünde macht, hat sich mit den Menschen und mit sich selbst zu verjähren geübt und darum von den Folgen der Sünde befreit.“

Wer sich aber nur kleiner Vergehen schuldig machte, entlastet sich über oft kaum, bereut sie gar nicht mehr, gönnt sich da gegen ein sinnloses Leben und verurteilt nur um so strenger die Sünden der anderen.

Wir sind alle Sünder — und wir müssen zugrunde gehen, wenn wir dessen nicht eingedenk sind und Reue empfinden . . .



draten, das wäre nicht zu verachten! Pfiffig lächelte er vor sich hin und strich wie von ungefähr um die Baracken. Schob sich links hinter die Büsche, duckte und wand sich und verschwand im Walde. Sichere links und rechts und haßte sich wie eine Raube durchs Gestrüpp. Aufsatmend stand er in der Richtung. Noch einige Sprünge, und er war am Ziel.

Ja, er verstand sein Handwerk! Dort appelte bereits ein „Gruener“ mit dem Lauffe in der Schlinge.

Schnell sprang der Raube hinzu, ein Schlag ins Gesicht, und das Häselin strackte sich. Schon wollte er ihn unter dem Rod verschwinden lassen — Spat und Hölle! Der Wachtmeister!

Dort hinter dem Baume stand er. Priebsch ergab sich in sein Schicksal. Ade Hasenbraten und Erbsen! Siehst du, mein Junge, da hätte ich dich doch erwisch't! lachte grimmig der Alte.

Priebsch verteilte sich aufs Bitten und Betteln. Es sollte wohlthätig das letzte Mal gewesen sein, er wollte es gewiß nie wieder tun.

Was sonst ein guter Soldat, und der Wachtmeister ein Mensch.

Aber Strafe mußte sein. Priebsch gab die sanfte „Anna“ ab, wurde „Stangenreiter“ und bekam den „Satan“. Diesen hatte er so lange zu reiten, bis er nicht mehr „lebte“. Daß dann aber der Krieg zum wenigsten ein lebensfähiger Warden mußte, wußten alle. Und der stumme Kampf zwischen Hof und Reiter begann.

Priebsch war auf seine Art ein Pädagoge. Er versuchte es zunächst mit Güte: „Satan“ bekam sanfte Worte und Zügel. Den Fraß er mit listigen Neuglein und Nennme dafür seinem Reiter das Bein an einen Baum.

Da packte den um seine „Anna“ Betrogenen die Wut: er gab „Satan“ die Sporen und bearbeitete ihn mit der Peitsche. Das Resultat war ein gehöriger Anschauungssektens des Mittmeisters.

Wochen waren so ins Land gegangen. Priebsch hielt, was er in bezug auf das Schlingengehen versprochen, schweren Herzens, und „Satan“ voll und ganz, wofür man ihn vom ersten Tage an gehalten: „Leber“ erster Güte. —

Der Wachtmeister trachte auf dem weichen Waldwege voran. In jedem Schritt Abstand folgte der Wagen, behaft mit allen Gütern, was das Herz eines Feldganges höher schlagen läßt. Priebsch als Stangenreiter auf „Satan“, daneben seine ehemalige treue „Anna“. Vor ihm der Reiter auf dem Vorderpferd, in Gedanken an die ferne Heimat, hoch auf dem Bod der Geseite. Noch zwei Stunden, und man war daheim. So dachte die drei.

Peng — peng — der Gaul des Wachtmeisters bäumte sich!

Priebsch fuhr aus seinen Träumen. Pfist — pfist — fuhr's ihm um die Ohren wie ein Mädelerschwoarm! Verflucht — eine russische Patrouille! Der Raube stieß „Satan“ die Sporen in die Weichen. Und dieser in der Erinnerung an frühere ähnliche Stöße, tat, was er — solchen Fällen als richtigste Lösung erkannt hatte: bockte „lebte“.

Das war eine nette Bescherung! Der Geseite rief den Karabiner herunter: ein — zwei — drei Rüssen bezahlten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben.

Da tat das Pferd des Wachtmeisters einen fähigen Sprung — im letzten Augenblick kam noch der Reiter vom Pferde frei.

Derweilen verstellten die Rüssen hinter den Bäumen und eröffneten ein regelrechtes Schützenfeuer. Die Situation wurde kritisch.

Gegen die Uebermacht waren sie auf die Dauer wehrlos. Die Gänge aus den Geschützen und aufgefessen! Wir müssen durch! befahl kaltblütig der Wachtmeister. Man sah sich an. Vier Reiter und drei Pferde, denn auf „Satan“ war nicht zu rechnen.

„Wacht, daß Ihr fortkommt! Ich bleibe!“ entschied kurz der Wachtmeister, loderte den Säbel und entscherte die Mauerpistole.

„Herr Wachtmeister haben Frau und Kinderchen kleine! „Satan“ ist mein Pferd, mit ihm bleib ich!“ Priebsch zog gefassen mit dem Gaul hinter den Wagen in Deckung.

„Priebsch, will's Gott, dann kann ich's dir noch mal vergelten!“ Dem Wachtmeister traten verholten die Tränen in die Augen.

Auf saßen sie. Wie der Sturmwind stoben sie von dannen. Durch „Fort“ Vorsichtig näherten sich jetzt die Rüssen. Durch nichts ließ Priebsch sich aus der Ruhe bringen. Band „Satan“ an den Wagen, entnahm diesem eine falsche Kum und schwenkte sie als Zeichen bedingungsloser Kapitulation über dem Kopfe.

Für diese Art der Unterhandlung hatte der Russe volles Verständnis. Man nahm dem braven Priebsch die Waffen ab und unterzog den Wagen einer gründlichen Revision! Dann folgte ein kurzer Kriegszug: ein Unteroffizier und vier Reiter blieben bei dem Wagen, um ihn fortzuschaffen, die übrigen trarben weiter.

Er Gile wurde der Wagen bespannt. Kritischen Blickes musterte der Russe den „Satan“. Wohlgenährt, glänzend und rund hoch er vorstellte gegen einen alten Klepper ab. Also Laufst! Priebsch zog seinen Mädelenschwoarm und hatte die Pferde unerschrocken.

Er hätte nicht ansetzen vor Vergnügen! In aller Eile, damit dem Russe der Defekt etwa nicht noch geteure, schickte er die Pferde um. Derweilen ließen die Rüssen mit ihren Schützen bereits die zweite Plache freitellen!

Der Unteroffizier trieb zur Gile. Lat selbst aber noch einen tiefen Blick aus der Plache, ehe er den Fuß in den Steigbügel setzte.

Jetzt ließ es handeln.

Und Pferd. Spacen in die Seiten. Kopf gebückt. Von dannen, daß es hob.

Oh, war „Satan“ ein prachtvolles Pferd! Er „lebte“ wunderbar!

Peng — peng — was kimmerte es den Reiter. Er galoppierte in der Richtung, die vordem sein Wachtmeister genommen.

Ein Ständchen später als dieser meldete sich Priebsch bei der Kolonne.

Als der Rittmeister später unserem Freund das Eisene an die Brust heftete, da gelobte er auf Hundsfalt, Hasenfüchlingen nicht mehr zu legen.

Und er hat die Wälderei vergessen, nicht aber den „Satan“, der ihm das Leben rettete und das Eisene einbrachte!

Die Mutter Gottes von Sebrinja.

Von Jan.

(Nachdruck verboten.)

Joan Kosloff war der unumhännte Herr seiner Sohne Koslaken. Ihre Ungelegenheit konnte keine Grenzen, weil die seine jedes Maß überschritt. Sie kauften wie der Wirbelwind auf ihren kleinen truppigen Pferden, schlangen ihre Säbel und mähnten erbarungslos nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Zum zweiten Male war die unglückliche Patrouille die Stätte ihrer Laten. Die kleinen Dorfjungen wurden gefoltert und niedergebrennt. Zertrampfte Pferde, verholte Wälder bezeichneten den Weg der Horde. Ueber das vorher im Entsetzen prangende Land breiteten sich Dede und Einsamkeit.

Eines Tages kamen sie nach Sebrinja. Man hatte sie noch sehr fern geglaubt; so blieb keine Zeit zu flüchten, die Leute verdrängten sich in ihre Höhlen, in Schuppen und Kellern. In friedlicher Schönheit lag das kleine Dorfchen da, im Schutze der umgehenden Kreuze, die helle Mäher auf die kleinen Häuser warf und das einfache Kreuz des Kirchturns in lauterem Golde erstreckten ließ.

Joan Kosloff drang als erster in die Kirche ein. Selbst in diesen kleinen Dorfgotteshäusern gab es immer Dinge, die des Wärmehens wert waren. Irgend ein Ketsch, ein Messgewand, vielleicht ein Gnadenbild im silbernen Rahmen oder ein paar Kerker. . . .

Aber vor dem Hochaltar prallte er bestürzt zurück. Vor ihm stand eine große schlanke Frau. Ueber ihrem Haupte lag wie eine Krone schweres blondes Haar. Sie trug das grobe Hemd der Bäuerinnen und von ihren Schultern fiel ein blauer Friesmantel in weiten Falten bis auf den Boden herab. In ihrer Brust lag ein Kind.

„Mater Boshja (Mutter Gottes)“ stammelte der Kosat und beugte das Knie, vor Angst geschildet.

Es war, als gäbe der Frau, die durch die Ankunft der Kosaten in der Kirche überbracht worden war und nicht mehr genagt hatte, nach Hause zu flüchten, ein guter Geist ein, nicht zu sprechen. Ein Wort profanen Inhaltes hätte den Kosaten zur Bestimmung gebracht und den Zauber gebrochen. So blieb sie regungslos stehen, das schlagende Kind eng an sich gepreßt.

Schritt für Schritt wußte Joan Kosloff zurück, bis er durch die Kirchthür verschwand, nachdem er unzählige Male das Kreuz geschworen.

„Du Verdell!“ befahl er draußen kurz den wartenden Kosaten. Sie klafften einander erlaunt an, wagten aber nicht, sich zu widersetzen. In wenigen Augenblicken brannte die Horde von dannen und verschwand in einer Wolke von Staub. Die Dorfbesohner kamen langsam aus ihren Verstecken heraus. Sie konnten das Wunder, das ihnen widerfahren, nicht fassen und umringten staunend Manoa Palinowa, die Frau des Schmieds, die langsam, das Kind auf dem Arme, aus der Kirche getreten war. Ihr Erlebnis erzählte und bestand umkosten von der Waise der Mütterlichkeit, die zwischen ihr, der armen Bäuerin, und der Mutter Gottes eine Weisenschmiedigkeit geschaffen, die zur Retterin des Dorfes geworden war.

Bunte Zeitung.

Das Kriegsmus

besingt Matatöskt im „Simplicissimus“ wie folgt:

Es wird aus dunklen Grubsubstanzen zusammengerührt und dann dem allgemeinen Ganzen aufs Brot geschmiert.

Noch fand ich keinen, dem die Sorte bekommen wär'. — — — mir fehlt's am rechten Worte . . . Bloß nicht nach Wehr.

Die Zeit ist ernst. Da heißt's, sich ducken, macht's auch Verdruß. — — — Das Muß muß schließlich jeder schlucken. Jedoch das Muß?

Die Aristokraten der amerikanischen Verbrecherwelt.

Von der Zunft der Geldstranknader.

Ein hervorragender Kriminalist hat die Ansicht ausgesprochen, daß es in den gesamten Vereinigten Staaten im ganzen nur fünfzig Geldstranknader gäbe, die dieses handwerklich wertvolle Versehen. In neun von zehn Fällen sind es gebildete und intelligente Männer. Sie tenen sich förmlich untereinander und halten fest zusammen; es kommt daher niemals vor, daß sich zwei Danksrüber den Weg kreuzen. Und wenn einer von ihnen zu alt oder ungeeignet wird, so stellt er ab. Ist dieser einmal festgefahren, so geht er auf die Suche nach einem Vanhaufe oder Postamt, in dem ein Einbruch Aussicht auf Erfolg bietet. Die Verbrecher lassen sich Zeit, und oft bauert es ein halbes oder auch ganzes Jahr, ehe sie sich schließlich erworben sind. Ein großer Schlag pflegt aber dann mehr einzubringen als ein Duzend gelungener Raubzüge gewöhnlicher Diebe. Wenn die Bande sich für ein bestimmtes Unternehmen entschließen hat, tritt sie zu einer eingehenden Beratung zusammen. Jede Möglichkeit wird peinlichst erwogen, und es ist einmal vorgekommen, daß Wandrauber, die im Staate Indiana tätig waren, für ein Projekt den Rat einer Bande

des Staates Maine einholten. Wenn die Verbrecher in jeder Hinsicht einig sind, besorgen sie die nötigen Materialien, gelbe Seife, Zinber, Zinberhüten und vor allem Nitroglycerin. Letzteres läßt sich nur durch ein sehr veredeltes und gefährliches Verfahren aus Dynamit gewinnen; das geringste Versehen genügt dabei, um den Verbrecher zu töten oder schwer zu verletzen. Von einem solchen Fall erzählt ein amerikanischer Detektiv. Man hätte erfahren, daß eine Bande in Princeton einen Streich plante. Die Banken der Gegend organisierten einen Ueberwachungsdiens, denn er auch angehöre. Eines Abends bemerkte er vor der Stadt zwei Männer, die die Eisenbahnstationen entlang gingen. Es fiel ihm auf, daß der eine von ihnen einen sehr verdorbenen Eindruck machte und sich auf seinen Begleiter stützte. Der Detektiv trat an sie heran und merkte, daß der Rod des schleimigen Kranken zerseht und mit Blut besudelt war. Es fiel sie heraus, daß ihm ein Arm fehlte! Er sollte angeblich einen Eisenbahnunfall erlitten haben; der Detektiv, der jedoch die furchtbaren Wirkungen des Nitroglycerins genau kannte, wußte sofort, mit wem er es zu tun hatte. Er verfolgte die Spuren der beiden rückwärts und entdeckte eine halbe Meile abseits von der Eisenbahn mitten im Gebüsch den Ort, an dem sie den Sprengstoff hergestellt hatten. Der Schwerverletzte lag nach einwärtig Monaten im Krankenhaus; sein Kollene dagegen wanderte auf einige Jahre hinter Schloß und Riegel.

Wenn es den Geldstranknaden gelungen ist, ungehindert zu dem Safe zu gelangen, bohren sie zunächst vier Löcher hinein, in die sie mit Hilfe von Eisenträgern das Nitroglycerin geben. Dann bringen sie den Zinber heran, und der Schuß geht los. Oft ist freilich noch ein zweiter oder selbst ein dritter Schuß nötig, um ein starkes Spind zu sprengen. Auch diese Prozedur ist für die Räuber mit Lebensgefahr verbunden, aber die Aussicht auf den reichen todenen Gewinn treibt sie dazu, daß sie immer wieder ihre Gefährnis aufs Spiel setzen.

Preis-Rätsel.

Die Worte — Stückzahl, Kaiser, Nation, Wasser, Meer, Erfolg, Rauffahrt, Martin, Kaban, Wunde — sind untereinander zu schreiben und seitlich so zu verschieben, daß zwei nebeneinander liegende leere Kreise die Buchstabenreihen ein Ergebnis der jüngsten Zeit von weltgeschichtlicher Bedeutung ergeben.

Vaxierbild. Wo ist der Kommandeur?



Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 25:

A	T	H	E	N	E
A	R	M	A	D	A
B	R	U	T	U	S
R	U	E	G	E	N
A	M	A	L	I	E
F	U	T	T	E	R

Richtige Lösungen fanden rechtzeitig ein:
Herr Schwarze, Käte Wieweg, Alfred Karst, Rudolf Wagner, Walter Blah, H. Hoff, Kurt Dornau, Hans Joachim Schmidt, Wilhelm Wieweg, Paul Müller, Gulas Grunide, Sabanne Krause, H. Wenzel, Helmut Kretsch, Gertrud Köhler, A. Schlicht, Robert Strömmer, Christof, Werner Riffen, Helmut Grotz, Martin Wäber, Hefelotte Gräfe, Wilhelm Waiskauen, Helmut Friedrich, Erhard Krelitz, C. Kühnhold, Gebhard-Dannover, A. Knoch, Schmal, Mario Hirsch-Waldenbörntzen, A. Böhm-Dierich, Oskar Panier, C. Schab, Ernst Hede-Nielsen, Dr. Krause-List, Fringe, Emil Schumann-Beitz, Hedwig Schmitz, Lotte Beatz ist, A. Otto-Dolan, B. Liebe-Ärtem, Elise Schuler, A. Schlicht, Helene Käte, Rudolf Kels, F. Seize, Käte Bretter, Gertrud Kregmann, Marie Müller, Ota Schade, Walter Hügel, Hans Keller, Lucie Heindorf, Herbert Siegel, Günter Grotz.
Preis erhielt: Günter Grotz, und zwar:
Geldbetrag, Die Jahreszahl.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.

Öfnet man den amtlichen Bödenverkehr, der ja gewiß gegen- über der dunklen Spekulation seine großen Vorzüge hat, ohne derartige Bürgschaften, so könnte man ein hartes Währungs- der Summen erleben, die der Kriegsanleiher benötigt. Das muß aber unter allen Umständen verhindert werden.

Vor einer Reihe von Monaten hat die Reichsbank das deutsche Volk wiederholt aufgefordert, alle Goldminen abzugeben. Auch der Goldschmelz soll dem Metallbestand der Reichsbank zugeführt werden. Jeder hat dieser Aufruf nicht überall Gehör gefunden. Er muß deshalb energisch wiederholt werden. Wenn es bisher der Reichsbank immer nicht möglich gewesen ist, die erforderliche Menge des Auslaufes für die Kriegsanleihen aus den jeweiligen Goldergängen zu decken und trotzdem noch einen Goldüberschuß zu behalten, so zeigt der letzte Reichsbankausweis vom 23. Juni 1917 eine Abnahme des Goldbestandes, die zwar nicht befriedigend ist, die aber die Notwendigkeit der restlosen Gold- ablieferung deutlich beweist. Wir erinnern daher noch einmal eindringlich an die Pflicht, Goldmünzen und Goldschmuck an der Reichsbank zu bringen. Vielleicht haben sich bisher viele dieser Pflicht nicht mit Eifer widmen, sondern nur aus Unwissenheit fern gehalten, weil sie glaubten, gerade ihre Goldmünzen oder Goldschmuck wäre nicht unbedingt notwendig für die Auffüllung des Reichs- bankbestandes. Ihnen muß gesagt werden, daß die Reichs- bank jedes Zehnmärkstück und jedes Schmuckstück gebraucht. Danach soll schnellstens gehandelt werden.

Die Berichte über die Lage der Fronten lauten teilweise noch günstiger als im vorigen Monat. Ueberdies sind die kriegswirtschaftlichen Einschränkungen fort, aber die allgemeine Lage ist doch durchaus befriedigend. Für die nächsten Wochen ist das Interesse hauptsächlich der Land- wirtschaft zugewandt, deren Erträge hoffentlich recht befriedigend sein werden. Die Ernte ist zu einem der wichtigsten Wirtspfeiler in diesem Kriege geworden.

Deutsches Reich.

Unwahre Gerüchte.

In den Stettiner Zeitungen findet sich nachstehende Mitteilung:

Es ist zur Kenntnis des stellvertretenden General- kommandos gekommen, daß in Stettin Gerüchte verbreitet worden, nach denen Schiffsladungen mit Karstoff, Getreide und Munition auf unehrliche Weise aus dem Stettiner Hafen in das neutrale und feindliche Ausland gelangt seien. Diese Gerüchte sind unwahr und können nur in der Absicht verbreitet werden, um eine unruhige Stimmung in der Bevölkerung herbeizuführen. Das stell- vertretende Generalkommando weist darauf hin, daß Stell- vertreter solcher Nachrichten sich ernstlichen Folgen aussetzen.

Der Stellvertretende Kommandierende General- gez. Freiherr v. Winterhoff.

Es war höchste Zeit, daß auf vorstehende Weise den wahren Gerüchten entgegengetreten worden ist, die allent- halben seit Tagen allerhand Borgegängen in Stettin ver- breitet und allem Anschein nach auch geglaubt wurden.

Die Nationalliberalen und die Kriegsziele.

Karlsruhe, 30. Juni. In einer Mitgliederversammlung des nationalliberalen und jungliberalen Vereins in Karlsruhe sprach der Chef der dabinischen nationalliberalen Partei Geheimer Hofrat Neumann über die innere und äußere politische Lage und führte dabei aus, daß man in der zünftig- lichen Berlin abgehaltenen Sitzung des gesamten geschäfts- leitenden Vorstandes der nationalliberalen Partei des Reiches, nach dem Berichte von maßgebenden Stellen aus dem großen Hauptquartier eines überwältigenden Eindruck befam von der Ruhe und Sicherheit, die im Großen Haupt- quartier über den Ausgang des Völkerringens herrsche. Er- freulich sei auch gewesen, daß in der Sitzung der Partei nicht das leiseste Symptomen über den Inhalt der Friedensforde- rungen zu bemerken war. Diese seien: Neuerung von Land- gebiet im Osten, Sicherung unserer Meeresküste, Förderung von kolonialen Besitz und Kriegsergänzung. Herr Neu- mann bezeichnete die Stellungnahme der Sozialdemokraten zur Monarchie als sehr erfreulich, weil damit ein entschei- dendes Schritt zum inneren Frieden gemacht worden sei.

Provinzial-Nachrichten.

n. Weihenstephan, 30. Juni. (Städtisches.) Für eine Ortel in der Friedhofsteile spendete Stadtrat Schacht 2500 Mark... Am Kolonnenfesten für die Einwohnerschaft beschlossen zu können, fünfzigtausend Mark vorzubereiten 4000 Mark aus dem von einem Schenkungs, weiter 9000 Mark zur Errichtung einer Gedenkstätte in der Neustadt. Die betriebswirtschaftlichen Betriebe sollen von der Betriebsbetriebssteuer für 1917 befreit bleiben. Die Stadt veräußert in der Neustadt 1200 Quadratmeter Bauland an den Schulbauarbeiten D. Schlegel zum Preise von 16 000 Mark.

Weihenstephan, 29. Juni. (Städtisches.) Die Stadtvor- ordnungsverammlung nahm die Stiftung eines nicht genannt sein wollenden Bürgers von 100 000 M. als Grundstock für ein neu zu erbauendes Krankenhaus an.

Leuna, 29. Juni. (Die außerordentlich starke Inanspruchnahme der hiesigen Eisenbahnstation haben Zustände geschaffen, die dringend der Abhilfe bedürfen. Die einzelnen Abteile sind nicht nur voll, sondern überfüllt und häufig wiederholen sich bei der Abfahrt der Züge die unangenehmsten Szenen. Der Kol. Landrat hat nun Veran- lassung genommen, bei der Eisenbahndirektion Hilfe auf schnellste Befriedigung der Wünsche durch vermehrte Ein- stellung von Wagen bzw. Zügen zu bringen. Auch einige Züge, die jetzt durchfahren, sollen hier halten. Weiter ist vom Kol. Landrat das Projekt angezettelt worden, eine elek- trische Bahn von Merseburg nach Witten über Leuna zu bauen.

* Witten, 28. Juni. (Was Jungen nicht alles fertig bringen.) Das Innere eines Schornsteins zu inspizieren verlusten einige Knaben in der Wallstraße. Sie stiegen auf das Dach des Hauses, einer der Sohn eines hiesigen Tischlermeisters, Kettler in den Schornstein ein; er fiel jedoch in das Innere herab, noch mehrere Steine mit sich ziehend, und erlitt dadurch schwere Verletzungen. Aus seiner gefährlichen Lage wurde er aus dem Kamin der unten be- findlichen Wächstube in geschwundener Zustände heraus- geholt.

* Saucha (H.), 30. Juni. (Eisenbahnunfälle.) In dem Kreise mit Rücksicht auf die frühere Zeiten notwendig- Schöpfung unserer Industriebestände von jetzt ab geringere Mengen Schlichtholz zugewiesen werden, hat sich eine Verhinderung der auf die Reichsleihkarte zur Ausgabe kommenden Holzmenge erforderlich gemacht. Es kommen infolgedessen zur Ausgabe auf

Reichsleihkarte für Erwachsene 150 Gramm, für Kinder 75 Gr., auf Kommunalleihkarte für Erwachsene 200 Gr., für Kinder 125 Gr. Für die auf die bisherige Fleischkarte der Reichs- leihkarte fehlenden 100 Gr. für Erwachsene bzw. 50 Gr. für Kinder können Dauerleihkarten in gleicher Höhe entnommen werden, und zwar bis zum 30. Juni und Leihfrist für 2,70 M., Kaffee, Kamm und Schinken für 2,20 Mark.

Wittenberg, 29. Juni. (Ein paar nette Bür- sche n) Scheinen die erst vor kurzer Zeit mit ihrer Mutter aus Thale am Harz nach hier, Zimmermannstraße 25, zugezogenen elf- und vierzehnjährigen Schulklassen Götzen zu sein. Beide kamen gestern vormittag in ärmlichster Kleidung mit einer größeren Summe Geldes in ein hiesiges Geschäft, um ein Fahrrad zu kaufen. Da der Inhaber Verdacht schöpfte, daß das Geld gestohlen sein könne, benachrichtigte er die Polizei. Bei dem Verhör behaupteten die Knaben zunächst, das Geld in der Berliner Straße gefunden zu haben. In die Enge getrieben, gestanden sie schließlich ein, das Geld, 175 Mark, aus einem Geschäft in der Sternstraße, wo der ältere als Kaufmännische Beschäftigung gefunden hatte, ge- stohlen zu haben.

Vermischtes.

Leber aus Haifischhaut.

Das offizielle Fischereibureau der Vereinigten Staaten hat kürzlich die Hünte von 11 600 Haifischen eingeliefert er- halten, um den Versuch zu machen, nach einem besonderen Verfahren diese Hünte zu Leber zu verarbeiten. Nach An- gabe der amerikanischen Blätter ist das die erste Probe ihrer Art; gelangt sie, so könnten die Amerikaner ihre unerschöpf- lichen Vorräte an Haifischstellen in Nicaragua ausbringend verwerten.

Eine Käseflucht. Ein billiger Lebensmittelhandel fand, wie aus Bamberger geschrieben wird, vor einigen Tagen vor einer Mostereibeckung in Marienbrunn in Westpreußen statt. Dort kippte der mit gefüllten Milchtannen und großen Käsen beladene Waggon des Kaiserbreitenberger Hiesler am, und sämtliche Milchtannen und der Käse rollten auf die Straße. Im Augenblick kamen Hunderte von Frauen und Kindern herbei- gelaufen, die den Käse in Hüten, Tüchern und Schürzen einpackten und damit nach Hause eilten. — Hebräische „Schlafstern“ sind neuerdings wiederholt in westpreussischen Städten „erschlagen“ worden. Während diesmal der Siegerloben in Käse befand, waren in den vorangehenden Fällen Eier und Butter die Krebsbeute.

Ein Bauernwort an die Städterinnen. Die weibliche Bauernschaft des Salzammerlandes erlitt folgende Wahr- heits in der „Lingher Tagespost“: „Wenn die Sommerfrüchte und Städterinnen zu uns kommen, sollen wir ihnen geben, was wir haben, das ist nicht allzuviel. Sondern, falls nicht alles ein gutes Ende und wird der Gegenstand zwischen Einheimischen und Fremden nicht verhängt. Kommt nicht in großer Tollheit, nicht ausgerichtet in „weiß“, wo sehr die Geize so teuer ist. Aber wer Gelegenheit hat, die Bauernseife zu beobachten und näher kennen zu lernen, wer da sieht, wie der Großhändler zum Pfingst eilt, weil Sohn und Entel im Felde stehen und die Landfrauen Uebermäßiges zu leisten gezwungen sind, der weiß, daß die Tollheit auf- reichend auf das Landvolk trifft. Darum, liebe Städte- rinnen, nehmt euch vor, in der Sommerfrüchte möglichst wenig oder noch besser gäht gar nicht aufzusaufen. Leber in der Tollheit noch im Benehmen.“

Der Sommerfrüchte in der Sommerfrüchte. Eine interessante, wenn auch in den Folgen nicht gerade angenehme Geschichte, wurde hier- durch in der „Bachhofsbote“ in Kiebertum- hiesel im Reisebericht beschildert. Auf seiner unaufer- gütlichen Weise brach am Dienstag vergangener Woche in der Nähe des Hotels an sechs verschiedene Stellen fochend heißes Wasser hervor, das herumliegende Per- sonen verbrannte. In Folge dieses Unfalls wurden bei jenem Dienstverwehle zwei bis zu 10 Liter lares Wasser hervor- getrieben, das einen falschen Geschmack hatte. Am Sonntag wurde das Wasser zum letzten Male herangezogen; schon am Freitag be- merkte man ein merkliches Nachlassen der Temperatur, auch war die Wassermenge geringer geworden, ebenso der Wasserdruck. Die eigenartige Erscheinung soll, wie das „Samb. Fr.“ schreibt, ge- nauer untersucht werden.

Letzte Depeschen.

Die französischen Mißerfolge an der Aisne und Maas.

WTB. Berlin, 30. Juni. An der hiesigen Front und an der Aisne-Front war die Kampftätigkeit am 29. verhältnis- mäßig gering. Die Engländer standen von weiteren An- griffsversuchen gegen den Senns-Bogen ab. Sie versuchten lediglich einen Geländegewinn südlich Vermeux. Die den Westhof der englischen Kompanie begleitenden jüngeren Flügel vermochten nicht zu verbinden, da die deutsche Grabenbildung die Engländer im Nachspann stellte und sie unter schweren Verlusten zurückgeworfen wurde. Durch Gegenstoß einer Kompanie des Landwehr-Regiments 78 wurden 11 Gefangene gemacht und 1 Wachregiment er- beutet. In und vor den deutschen Gräben liegen 90 tote Engländer. Auch bei Fontaines wurde der Angriff einer feindlichen Abteilung abgelehnt.

In der Gegend von St. Quentin brachten ähnlich Geicoort und ähnlich Gaget zwei geschäft und erfolgreich durchgeführte Stoßpunktentnahmen bei geringen eigenen Verlusten einen Offizier und elf Gefangene ein.

An der Aisne-Front wurden die Erfolge des 28. erwei- tert. Die Gefangenenzahl erhöhte sich auf 5 Offiziere, 240 Mann. Trotz Einflusses von Flammenwerfern erlitten die Franzosen bei ihrem zweimaligen Angriff auf die am 28. bei Eerny von den Deutschen genommenen Stellungen einen schweren Mißerfolg.

Die französische Eiselsturmmedaille verleiht noch am 30. zugeben, daß es den Deutschen wiederum gelungen ist, in die feindliche Linie einzudringen.

Wie dem Welt ist, der Mars machten die Franzosen große Anstrebungen, die am 28. verlorenen Gräben wieder- zugewinnen. Alle feindlichen Einmannungen wurden jedoch rechtzeitig erkannt und unter Vernichtungsfürer genommen. Im Laufe des Tages vermaßen die Franzosen nur hant weilt der Grenz Balancost: Esnes und im Accourt- Walde zu Angriffen anzuhängen, die glatt abgewiesen wurden; dagegen wurden deutscherseits Gräben in 500 Meter Breite und 150 Meter Tiefe am Osthang der Höhe 304 (wie der Talgrund zwischen den Höhen 304 und Loter Mann ge- nommen. Am Abend und in der Nacht setzten die Franzosen

mit umfangreichen Gegenangriffen ein, die nach Anfangs- erfolg zu einem schweren Rückschlag führten.

An der Ostfront beschäftigten die Russen bei Konush, augenscheinlich auch nördlich davon, sowie an der Strapa Angriffe, die jedoch in dem rechtzeitig auf die russischen Gräben einsetzenden Vernichtungsfürer nicht zur Ausführung kamen.

Zur Verhaftung des deutschen Kuriers in Christiania.

WTB. Berlin, 30. Juni. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt: Ein nach Norwegen entsandter deutscher Kurier ist kürzlich bei seinem Entsetzen in Christiania von den nor- wegischen Behörden verhaftet worden. Sein mit amtlichen Siegel versehenes Gepäck wurde beschlagnahmt, und das hiesige Grenz- mittel behandelt, mit Beschlagnahme belegt. Am Abend des Ver- dachtes, daß die Grenzmittel in Norwegen Verwendung finden könnten, ließ die norwegische Regierung ein gerichtliches Verhör gegen den Kurier einleiten. Im Hinblick auf die politische ge- schwächteste Immunität der diplomatischen Kuriers hat die hiesige Regierung gegen die Festnahme des Kuriers Ver- wahrung bei der norwegischen Regierung eingelegt und er- klärt, daß die aushändigt zu sein. Dabei wurde die amtliche Erklärung abgegeben, daß eine Verwendung von Grenzmitteln in Norwegen oder zum Zweck norwegischer Inter- essen nicht beabsichtigt gewesen sei. Soweit das Verhalten des Kuriers zu Ausstellungen Anlaß gäbe, insbesondere den norwegi- schen Behörden überbracht, werde in Deutschland eingeschritten werden, mochten ein Versehen oder der Kurier in Norwegen nach den völkerrechtlichen Grundsätzen nicht zulässig sei. Die norwegische Regierung hat den Kurier inzwischen freigelassen. Nach Meldung des norwegischen Telekommunikationsamtes machte der norwegische Minister des Inneren dem Reichstag eine kurze Mit- teilung in der Angelegenheit. Auch letzte der hiesigen norwegischen Presse namens seiner Regierung gegen das Verhalten des Kuriers Verwahrung ein. Die ausfindigen deutschen Behörden erbeten eine amtliche Untersuchung an, und es wird, soweit er- forderlich, für Remedur gesorgt werden. Daß der Vorfall in den norwegischen Volks Bewusstsein hervorrief, wurde mit Be- dauern vernommen, und demgegenüber kann nur nochmals mit aller Bestimmtheit festgestellt werden, daß mit dem Grenzstoffen keine rechtswidrigen Handlungen in Norwegen oder gegen die norwegischen Interessen geschehen sind.

Lloyd George spricht.

WTB. London, 29. Juni. (Neuermeldung.) Lloyd George hielt in Glasgow eine Rede, in der ausführlich: Die russische Front hat die Wirkung gehabt, den schließ- lich zu verzögern. Aber sie hat ihn zugleich fester denn je gemacht. (Beifall.) Dieser Herzen waren von langer Sorge erfüllt bei dem Gedanken an eine Friedenskonferenz zur Regelung der Zukunft der Demokratie unter Teilnahme von Vertretern der reaktionärsten Autokratie der Welt. Die russischen Vertreter auf der Konferenz werden für die Frei- heit der Demokratie streiten. Inzwischen haben Frankreich, Italien und wir einen größeren Anteil der Bürde zu tragen gehabt. Die Kraft Britanniens hat noch einmal Europa die Freiheit gerettet. (Beifall.) Ausland nimmt mit jedem Tage an Kraft zu, und Amerika beginnt, seine tapfersten Söhne auf die Schlachtfelder Europas zu schicken. Dabei ist der Sieg sicherer und wohlkühler, als wir gehofft haben. Unser Verzicht durch die Unterbeobachtung sind höher und werden uns vielleicht zu weiteren Einschränkungen und Ent- behrungen nötigen. Aber die Unterbeobachtung werden uns weder in der Heimat verbergen, noch unsere Seele über See von den Schlafgebern verdrängen. Es ist Beförderung getroffen worden, um ihre Tätigkeit lahm zu legen und sie zu zerstören. (Beifall.)

Unser Heer ist unbesiegbar. Wenn wir jetzt zupacken, werden wir den Sieg erringen. Zweifellos können wir jetzt für einen gewissen Preis Frieden haben; denn Deutschland braucht Frieden. Aber das ist ein Friede, der Deutschland die wirtschaftliche und soziale Aufrüstung über die Bänder geben würde, die es bedarf hat.

Was das Schicksal der deutschen Kolonien betrifft, so müssen die Wünsche der Einwohner ausfindig gemacht sein. Der österreichische Ministerpräsident hat schon entschieden den Grundlag abgelehnt, daß das Schicksal der Völker nach deren eigenen Wünschen gestaltet werden muß. Aber solange das nicht erreicht wird, gibt es keinen Frieden. Für einen dauernden Frieden liegt die Gewähr in der Vernichtung der militärischen Machtgröße. Die beste Gewähr würde die Demokratisierung der deutschen Regierung sein.

Aus der Geheimhaltung der italienischen Kammer.

Bern, 30. Juni. Wie „Corriere della Sera“ mittelt, hielt Sonnino in der geistigen Geheimhaltung der Kammer eine längere Rede, die einen großen Erfolg bedeutete. Nach der Rede wurde die allgemeine Debatte geschlossen. Heute wird in offener Sitzung die Abstimmung erfolgen. Der König, der in Rom weit empfing gefeiert, Boffel und Sonnino zweimal zu längeren Befragungen.

Geheimhaltung über die jüngste französische Offenbarung.

Paris, 30. Juni. Die Kammer hat die Befragung der Interpellationen über die militärischen Operationen bei der letzten Offensive aufgenommen. Desanele teilte mit, daß ein Antrag auf Abhaltung einer Geheimhaltung gestellt worden sei. Die Kammer stimmte für die Geheimhaltung. Die öffentliche Sitzung wurde aufgehoben und die Geheimhaltung begonnen. Mehrere Senatoren aus den Gruppen der Linken und Rechten brachten einen Antrag ein auf Vereinigung beider Kammern zu einer Geheimhaltung, um ihnen die ge- nauer Liebererinnung der vorliegenden Dokumente durch die Öffentlichkeit der Reden zu sichern. Diese jedoch deshalb die Abänderung des Artikels 5 des Verfassungs- gesetzes vom 25. Februar 1875.

Lebensmittelanruhen in Düsseldorf.

WTB. Berlin, 30. Juni. In Düsseldorf wurde am 29. 6 eine Anzahl von Lebensmittelhändlern durch Frauen und wäh- wichtige Ursachen geplündert. Die Beteiligung feindlicher Ausländer (Belgier und Russen) wurde dabei festgestellt. Eine größere Anzahl Personen wurden verhaftet und steht strenger Verfolgung entgegen. Das aus diesem Anlaß erlegte außerordentliche Kriegsgericht hat schon am 29. 6. 15 Urteile, darunter bis zu sechs Jahren Zuchthaus ausgesprochen.

(Letzte Depeschen siehe auf Seite 1.)

Verantwortlich für den politischen Teil: Siegfried Dyd; für den örtlichen Teil, für Provinzialnachrichten, Gerichte, Handel: Eugen Veltmann; in Düsseldorf, Unterstaatssekretär, Ver- mittlungsamt, Hans W. L. in Düsseldorf, Siegfried Dyd; Letzte Nachrichten: Hans W. L. in Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hugo Franke. Druck und Verlag von Otto Engel. Einheits in Halle.

